

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 5 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich, Angelika Reitzer,
Kathrin Röggl, Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

<u>HELENA ADLER: QUARANTANAMO 5</u>	<u>3</u>
<u>BETTINA BALÀKA</u>	<u>4</u>
<u>BIRGIT BIRNBACHER</u>	<u>6</u>
<u>MELITTA BREZNIK</u>	<u>7</u>
<u>ANN COTTEN</u>	<u>10</u>
<u>NAVA EBRAHIMI: CORONA-TAGEBUCH 5</u>	<u>12</u>
<u>VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 5</u>	<u>15</u>
<u>MONIKA HELFER: CORONA-TAGEBUCH 5</u>	<u>16</u>
<u>LISZ HIRN</u>	<u>17</u>
<u>LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 5)</u>	<u>19</u>
<u>CHRISTIAN MÄHR: CORONA-TAGEBUCH 5</u>	<u>21</u>
<u>ROBERT PFALLER: CORONA-TAGEBÜCHER TEIL 3</u>	<u>23</u>
<u>BENJAMIN QUADERER</u>	<u>23</u>
<u>JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 5</u>	<u>25</u>
<u>ANGELIKA REITZER: IM HOF</u>	<u>26</u>
<u>KATHRIN RÖGGLA</u>	<u>29</u>
<u>THOMAS STANGL</u>	<u>31</u>
<u>MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH TEIL 5</u>	<u>34</u>
<u>DANIEL WISSER: CORONA DIARIES</u>	<u>36</u>
<u>BIOGRAFIEN</u>	<u>39</u>

Helena Adler: Quarantanamo 5

10.4.2020

Fleisch ist härter als Stahl. Lass dir eines sagen, mein geliebtes Kind, das du mein Leben bereicherst, es anreicherst mit Liebe und Leiden gleichermaßen, weil du jetzt bist und hier bist und mein Leben: Liebe und Leiden ist einerlei. Das kann ich dir versichern, das wirst du noch sehen, später wahrscheinlich, hoffentlich. Nicht jetzt. Jetzt habe ich Angst um dich. Um mein eigenes Leben. Und das bloß, weil es dich gibt. All meine Ängste eskalieren plötzlich, weil du geboren worden bist. Ekstase und Eskalation im Eskimo-Ödland, das bisher in Einsamkeit ertrank. Das mit dem Eskimoland erkläre ich dir später, warte ab. Und überhaupt, das mit dem Land, das ist ein Fluch, ein Landfluch, in den man gerät, kurz nach der Stadtfucht, die sich bald epidemisch ausbreiten wird. Bei uns im Norden ist mir immer kalt, da ändert auch die Sonne nichts. Und im Süden würde mir das Grün fehlen, das beschissene Tannengrün, das ich eigentlich hasse und doch brauche wie die Brühe das Suppengrün.

Der Beginn meines dritten Buches liegt vor mir und seit Monaten brach, ich schneide Tomaten für das Mittagessen und notiere Sätze, während ich ein Auge auf T. werfe, der auf dem Betonpfeiler unserer Einfahrt steht wie eine organische Kinderstatue auf einem Sockel, die nach ein bisschen Sensation Ausschau hält. Da trifft auch schon die Illegale ein: die Großmutter. Sie bringt Kuchen und Schwein in ihrem Korb, das Tier lehnen wir ab und die Mehlspeise besteht aus Zucchini. Ihr Logenplatz vor der Haustür wurde schon von der Katze aufgewärmt, wir kehren zu ihren Ehren das überschüssige Futter ein wenig bei-seite. Sie fragt, was die Armee von Schaufensterpuppen in unserem Garten soll. Ein bisschen Widerstand, antworte ich, nehme meinen Maulkorb ab und stelle die weißen Figuren noch enger zusammen. Ich komme mir ein wenig kriminell vor, sagt sie, doch eigentlich fühlt sie sich demaskiert und rückt sich ihren Mundschutz zurecht. Viele gehen jetzt vor die Hunde, weil sie nicht mehr vor die Haustür gehen. Depressive und Alte betteln um ein wenig Geleit, denn die Isolation sei schlimmer als der Tod, sagen sie. Nichts sei schlimmer als soziale Verkümmern, denn wenn man niemanden mehr hat, der sich um ei-

nen kümmert oder den man bemuttern darf, dann weiß man irgendwann auch nicht mehr, ob man überhaupt noch als Mensch existiert. Und auch die vermeintlichen Übermenschen haben längst bemerkt, dass der Virus keinen Halt vor König, Kaiser und Präsidenten macht, deshalb sperren sie sich in ihren Provinzpalästen ein, die sie mit Kühlkammern, Speisesälen und vergoldeten Beatmungsgeräten aufrüsten. Vor der Bestattung muss man ordentlich ausgestattet sein. Sauerstoffflaschen lagern wie Weinflaschen in ihren Luftschutzkellern und gären dahin. Alles bar bezahlt und gegen Goldbarren eingetauscht. Manche Behälter sind auf 1986 datiert. An guten Tagen öffnen sie das Ventil und wenn die Luft rein ist, dann kriechen sie aus ihren Verstecken. Dann preisen sie die Müllabfuhr und sprechen davon, diese tapferen Männer in den Rang von Herzchirurgen zu erheben, sie zu Relikt-Rittern zu schlagen, weil sie die Müllberge scheuen, die bald aus ihren Fenstern hinauswachsen und Ungeziefer anlocken, die eine Rattenlinie erzeugen, die ins eigene Nest führt. Die Pest entsteht im Nest, könnte man meinen, und zwar im eigenen, wenn man es nicht lüftet. Dort, wo es warm und gemütlich ist, dort, wo sich der Wohlstand ausbreitet und fette Ärsche auf ihren Kadavern brüten. Dort, wo auf nassen Märkten tote Chamäleons nebeneinander liegen wie grüne Vanillekipferl am Weihnachtsmarkt. *Alles ist eitel*, oder nicht? Wird die eigene Eitelkeit mit den künstlichen Wimpern abgelegt?

Bettina Balàka

13.4.2020

In meiner Jugend kannte man Menschen, die in ihrem eigenen Land gefangen waren. Es waren die „hinter dem Eisernen Vorhang“. Hinter Stacheldraht fristeten sie ihr Dasein, ohne die Welt kennenlernen zu können. Später erfuhr ich, dass sie unter gewissen Umständen innerhalb ihres Blockes von einem „Bruderland“ ins andere reisen konnten. Ein Mongole konnte in Ostberlin studieren, ein Pole am Plattensee Urlaub machen. Unter schweren Auflagen, in organisierten Gruppen, mit behördlicher Überwachung. Obwohl der Ostblock in

Summe eine erhebliche Fläche samt bedeutender Kultur- und Naturschätze umfasste, wussten wir nichts davon. Die geschlossenen Grenzen machten ihn zu einem düsteren Gefängnis mit Schatteninsassen, abgeschottet von der freien Welt.

In dieser dagegen wuchsen exotische Früchte, das endlose Meer umspielte Palmenstrände, es gab prachtvolle Städte, Ausblicke, Gemäldegalerien, Konzerte, Avenuen. „Lasst uns ins Auto steigen und nach Venedig fahren“, sagten wir, „zum Abendessen sitzen wir schon am Rialto.“ Wir gehörten zur letzten Generation von jungen Leuten, die durch ein verlassenes Dubrovnik streiften, in Yosemite ohne Voranmeldung ein Campsite bekamen, in Thailand die „James-Bond-Inseln“ Khao Phing Kan umrundeten, als man sich noch mühsam selbst ein Bötchen organisieren musste, und für die Hallstatt ein von der Welt vergessenes Kleinod war. Wir legten Wert darauf, Reisende zu sein, keine Touristen. Reisende Frauen vergangener Zeiten wurden als Role Models entdeckt, die Heldinnen hießen Ida Pfeiffer oder Alexandra David Néel. „Irgendwann bleib i dann durt“, intonierte man mit S.T.S, wenn man wehmütig an „sein“ griechisches Fischerdorf dachte.

Bekanntlich geriet dann irgendwann alles außer Kontrolle. Bettenburgen statt einsamer Buchten, Folklore statt authentischer Gebräuche, Milliarden von Handfotos der immer gleichen Sehenswürdigkeiten, das Verfrachten ganzer Kleinstädte auf Kreuzfahrtschiffen, Menschenschlangen, die zum Gipfelsturm am Mount Everest anstanden. Was man entdeckt hatte, wurde zum Mainstream, selbst die Anthropologen gaben auf. Man versuchte abseits der Pfade noch einen Lonely Planet zu finden. Aber man konnte sich einreden, was man wollte. Man war selbst Teil des Problems, das man beklagte.

Das Reisen, das wir als probates Mittel zur Horizonsweiterung kennengelernt hatten, schien immer mehr zu einer speziellen Form der Verblödung zu verkommen. Das Freiheitsgefühl wurde abgelöst von dem Gefangenheitsgefühl, das uns an Flughäfen mit Massenabfertigung und Hochsicherheitskontrollen oder in überlaufenen Tempeln, Museen und Palästen befahl. Bitter stellten wir fest, dass wir früher nicht nur von der beklagten „Provinzialität“ derer, die lieber zu Hause blieben, profitiert hatten, sondern ebenso von der Gefangenschaft

ganzer Nationen. Wenn nun auch die Russen und Chinesen reisen konnten, wurde es eng auf den malerischen Brücken.

In den vergangenen Jahren wurde so manche Reiseplanung schon in Hinblick auf Letztmaligkeit durchgeführt. Einmal auf die Malediven fahren, bevor sie im Meer versunken sind. Einmal noch durch jene Straßen Prags flanieren, die noch nicht zum Trampelpfad verkommen sind, ehe die Reiseführer (Bücher und Menschen) sich auch ihrer bemächtigen. Ich wollte den Amboseli-Nationalpark sehen, bevor es durch das Verschwinden des Gletschers auf dem Kilimandscharo kein Schmelzwasser und dadurch auch keine Tierwelt mehr gibt. Nun sitze ich gefangen in meinem Land, während sich Amboseli blendend erholt. Der Verlust der Reisefreiheit ist für uns alle eine schwere narzisstische Kränkung. Hatte die Welt nicht uns gehört?

Dass bei der Eroberung des Erdballs Kollateralschäden entstanden, weil seit jeher von einander getrennt lebende Organismen aufeinanderkrachten, war schon jahrhundertlang bekannt. Die indigenen Menschen anderer Erdteile wurden von europäischen Infektionskrankheiten dahingerafft. Manchmal half man ein bisschen nach, etwa indem man mit Pocken infizierte Decken an nordamerikanische Ureinwohner verteilte. Aber die, die isoliert lebten, waren die Opfer, nicht wir, die Entdecker, die Eroberer, die Horizonterweiterer. Dass so ein Virentransfer auch in umgekehrter Richtung, von einem kleinen Stück Wildnis in die große, weite, zivilisierte Welt stattfinden kann, war uns zwar spätestens seit der Spanischen Grippe ebenfalls bekannt, aber nicht wirklich bewusst. Jetzt ist der ganze kosmopolitische Lifestyle perdu. Von unseren Wohnungen aus freuen wir uns, dass im Schönbrunner Zoo ein Katta-Baby geboren wurde. Wir reden uns ein, dass die Gefangenschaft bestimmt nicht so schlimm ist, wenn man von klein auf nichts anderes kennt.

Birgit Birnbacher

12.04. ich muss zum feiertagsnotdienst der apotheke am alten markt. ich bin noch nie mit dem auto zum alten markt gefahren, ich weiß nicht einmal, wo

man parkt. ich parke auf der busspur und sehe zum ersten mal die leere innenstadt. am alten markt gehe ich den platz hinauf und suche die apotheke zwischen luxuslabelläden und mozartkugelauslagen. ich bin der einzige mensch am platz und drücke die notdienstklingel. als ein gesicht hinter dem fenster erscheint, bin ich erleichtert. die apotheckerin muss die salbe für mein kind erst anrichten. zwanzig minuten, sagt sie, und: habens noch einen weg? das ist ihr gleich zu blöd. niemand hat mehr einen weg. als wir das merken, ist es unangenehm. ich warte. ein älterer mann kommt auf dem fahrrad den platz heraufgefahren. als er mich sieht, steht er auf und beschleunigt. von hinten ist seinen schultern anzusehen: er will nachhause. alle wollen immer nachhause.

13.04. morgen wird mein kind vier. es ist die zeit im jahr, in der ich denke: heute vor vier jahren waren wir noch spazieren, haben auf den wetterumschwung gehofft, wurde das wetter schlecht. bald kommt die stunde mit den wehen. es ist alles ganz anders geworden, und dann wieder, und dann wieder. meine alte nachbarin ruft mir zu, dass alles schon bald wieder anders wird. aber ich war immer so schlecht darin, das zu verstehen, ich richte mich längst ein.

Melitta Breznik

4.4.2020

Es erscheint mir als große Befreiung von allen Terminen freigesprochen zu sein, ich genieße es jeden Tag, in meinem Kalender bis Mitte Mai keine einzige Verpflichtung mehr zu finden. Wann ich Ferien haben werde, ist unklar, eigentlich wäre der Mai geplant gewesen, aber es geht darum, hier zu sein, wenn die Abteilung wieder aufgeht und dann können ich und mein Kollege nicht weg, dann müssen wir wiederaufbauen und sehen, dass der Laden läuft. Oder die Epidemie hat uns bis dahin das Spital gefüllt. Die Sprechstunden für die Mitarbeiter, die an Ängsten oder anderen psychischen Belastungen leiden, sind mäßig besetzt, denn nach den ersten schwerkranken Patienten sind inzwischen keine weiteren Infizierten bei uns eingeliefert worden. Wie ich von Kollegen in andren Deutschschweizer Spitälern höre, ist es dort ähnlich. Wir warten auf

das Ungewisse, einige rechnen mit einem Ansturm von Erkrankten erst ab Mitte Mai.

Die Maskenpflicht für alle und überall wird auch in der Schweiz nicht lange auf sich warten lassen, nachdem die Nachbarländer diesbezüglich schneller Verordnungen getroffen haben. Aus den schleichenden Änderungen in den Aussagen des Bundesamtes für Gesundheit über den Schutz durch das Tragen, ist abzulesen, dass bald genügend Exemplare produziert werden können und somit der Tragepflicht nichts mehr im Weg steht. Der gesellschaftliche Druck aus der Bevölkerung steigt, denn allein nach dem Motto „nutzt’s nix, so schad’s nix“ möchten die Leute irgendetwas Sichtbares zur Verhinderung der Verbreitung der Krankheit beitragen. Doch die Masken werden unsere Kommunikation und unser Umgangsverhalten ändern. „Bussi links und Bussi rechts“ hat sich ohnehin bereits ausgeküst. Eine Freundin von mir hat bereits begonnen, wiederverwendbare Masken aus buntem Stoff an der Nähmaschine zu produzieren, um etwas mehr Fröhlichkeit und Individualität in den Alltag zu bringen.

5.4.2020

Ich habe mehr Zeit Bücher und Zeitungen zu lesen. Letzteres nur ausgewählt, sonst befällt mich eine innere Unruhe und Angespanntheit, und inzwischen beschränke ich mich darauf, das Wichtigste zu überfliegen. Schon der Gedanke daran, dass in der Schweiz eine Ausgangssperre eingeführt werden könnte, stößt bei mir auf inneren Widerstand, andererseits hatte ich gestern auf meinem Weg ins Spital am Nachmittag den Eindruck, es tummeln sich zu viele unbeachtete betagte Wochenendler auf den Wanderwegen. Sie wären im Ernstfall in den Städten, aus denen sie kommen, medizinisch besser versorgt, es stünden mehr Beatmungsbetten zur Verfügung, aber das kann ich ihnen nicht sagen. Was soll das offiziell arrangierte Geklatsche in den Straßen und auf Balkonen für das Gesundheitspersonal, wenn man selbst nicht bereit ist, sich in seinem persönlichen Vergnügen zurückzunehmen. Pure Heuchelei. Schon wieder bin ich nicht mehr Privatperson, sondern denke im „Seuchenmodus“ der Medizinerin. Das Tessin und Graubünden haben bereits vor Ostern gewarnt, Ferien-

hausbesitzer möchten doch bitte zu Hause bleiben und nicht das periphere Gesundheitssystem überlasten.

6.4.2020

War heute einkaufen, dachte zuerst gar nicht daran, etwas zu „Hamstern“, aber dann habe ich mich doch eingedeckt, in der Vorstellung, evtl. zwei Wochen in Quarantäne zu müssen. Irgendwie hat mich die Übung beruhigt, und Erinnerungen aus meiner Kindheit tauchten wieder auf. Mutter steht vor dem Schuhschrank und holt energisch die Stöckelschuhe meiner Tante Hilde heraus, die ihr schon länger ein Dorn im Auge sind, um dort Mehl, Zucker und Dosen mit Gemüse zu stapeln. Ich muss noch ganz klein gewesen sein, sehe das Bild deutlich vor mir, doch es ist gar nicht möglich, dass ich mich mit eineinhalb Jahren an die Kubakrise erinnere. Mutter war angespannt, und ich verstand nicht, wozu das alles gut sein sollte. Unlängst musste ich wegen einer Artikelüberschrift von Paul Jandl in der NZZ stutzen „Hamster kaufen“, allein die Vorstellung der Aktion lässt mich innerlich kichern.

8.4. 2020

Eigenartig die Beratungsgespräche mit Masken, hinter denen ich das Gesicht des Gegenübers nicht ausreichend lesen kann, die feinen Bewegungen an der Nasenwurzel, ein Zucken um den Mund, die Veränderung der Grübchen unter den Augen, alles verdeckt. Das Handwerkszeug als Psychotherapeutin ist beeinträchtigt, das Lesen der Mimik. Während einer Konsultation letzten Freitag wurde mir plötzlich klar, dass die Maskenpflicht nicht so schnell aufgehoben werden wird, und ich werde mich darauf einstellen müssen, meine Sinne schärfen für andere Äußerungsformen von Zweifel, Ekel, Angst, Überraschung. Natürlich zeichnen sich Gefühlsregungen in den Augen ab, aber das Gesamtkunstwerk des sich verändernden Gesichtsausdrucks ist verdeckt, die Lesbarkeit des Gesichts, der Persönlichkeit beeinträchtigt. Ich erinnere mich noch gut an die Augen eines Anästhesisten im Operationssaal, ich war als junge Assistenzärztin in der Bauchchirurgie eingeteilt worden und war für Augenblicke fasziniert von einer Klarheit in seinem Blick. Er war bereits immer schon in voller Montur an der Arbeit, wenn ich den Operationssaal betrat und so hatte es eine Weile gedauert, bis ich ihn eines Tages in der Kaffeepause

unmaskiert traf, wo ich ihn zunächst gar nicht wiedererkannte, weil ich sein Gesicht mit den schmalen verbissenen Lippen und dem ungepflegten Bart nicht das Gesicht war, das ich mir zu diesen Augen gehörig erwartet hätte.

Ann Cotten

10. 4. 2020

Maskenneid

Ich hätte auch gern eine liebevoll selbstgemachte Maske aus gutem Stoff, der meinen Charakter und Geschmack ausdrückt (und nicht, dass ich dazu zu faul und ideologisch voreingenommen gegen Nähprojekte und Eifer bin, und zu niemandem mit Nähmaschine solche Kümmer-Beziehungen habe).

In New York verflacht sich die Hospitalisationskurve, während die Todesrate weiterhin steigt. Es wird wie ein Hoffnungsschimmer gehandelt, aber mir scheint es deutlich auszudrücken, dass die Spitäler voll sind.

Scheiße ist auch, dass in den USA Ernten verrotten, während den Nahrungsausgabestellen für Mittellose die Produkte ausgehen. Waren es nicht solche tödlichen Mängel an Koordination, die man heute noch als Argument gegen Planwirtschaft benutzt?

Die Wespen bauen ein Nest im Baumstumpf. Das gefällt mir. Aus irgendeinem Grund glaube ich, dass es gut ist, mit Wespen eine vertraute nachbarschaftliche Beziehung zu haben. Wie Mafia Nachbarn. Wespen erinnern mich an Thomas Kling und an mich selber. Kling schätzte an ihnen ihre sinnlose Existenz. Sicher könnten Biologen auflisten, dass sie wichtige Funktionen im Ökosystem erfüllen. Aber es ist gut, einfach ok zu finden, dass jemand keinen Zweck hat.

11.4. 2020

Neue Freunde

Um 1 bin ich zu einer Zoom Happy Hour von ein paar Mitarbeitern des Wang-Laboratoriums für Neurowissenschaft an der NYU dazugestoßen. Pangioti hatte wohl die gesamte Mailingliste der NYU eingeladen und war ziemlich enttäuscht, dass nur drei Leute aus ihrem eigenen Labor da waren. Ich wurde

entsprechend enthusiastisch begrüßt. Entspricht wohl einer dieser random gesegneten Zufälle in Trinklokalen.

Es ist eine eigene Kunst, mit Neurowissenschaftlern über ihre Arbeit zu sprechen, die ich noch nicht beherrsche. Mich interessiert es ja wirklich. Ich wollte wissen, wie sie über verschiedene Funktionsmodelle sprechen, welche sie ernst nehmen, welche als Sekten gelten. Wenn man die Publikationen liest, ist es wie eine US-amerikanische Kleinstadt zu durchqueren und in alle Kirchen einzukehren. Aber meine Formulierungen verrieten eine universitäre Ungeschultheit und lösten dadurch Lawinen von Man- bzw. Frausplaining aus. Pangiota war die Schlimmste. Lieb und geduldig erklärte sie mir, dass man Theorien auf empirischen Daten aufbauen muss, dass *bias* schlecht ist und dass Wissenschaft darin besteht, andere zu überzeugen. Das sei auch ein Teil von Wissenschaft, in der heutigen Welt. "Oh yeah, if you have more funds, you're righter," versuchte ich die Unterhaltungsebene wieder einzuführen, aber Pangiota dachte, ich spreche jetzt schon wieder über mich als *writer*. Theogonis fuhr mit ihrer Überzeugungsarbeit fort.

"Ich dachte, da gibt es die Falsifikationstheorie," versuchte ich einzuwenden, "also dass man die Thesen so baut, dass sie widerlegt werden können – " Wenn man versucht, etwas zu sagen, blinkt um das eigene Bild im Interface der gelbe Rahmen auf. Er erinnert an das Logo von National Geographic, das für das exotistische Reframing anderer Kulturen steht, nur auf die Seite gelegt. Das Wort *bias* macht mich immer aufspringen und mich gegen die Schlingen und Pfeile des empörenden Schicksals auflehnen. *Bias* ist immer etwas, was die anderen haben. Eine Art Ausschlag, und sehr verachtenswert.

Es tut ein bisschen weh, dass ein großer Anteil am Aneinandervorbeireden ein sprachliches Problem war. Sean Froudish-Walsh in der linken unteren Ecke hat mich sehr gut verstanden, gerade mein humoristisch grundiertes, skeptisches Interesse an vergleichender Neurowissenschaft. Ich muss auch einsehen, dass meine Abneigung gegen diesen Verortungsdiskurs mit linker, rechter Gehirnhälfte, Frontallappen und so weiter pauschal ist. Du kannst nicht einfach große Teile der Forschung verweigern. Ich will nicht "wissen", wo die "Zentren" für Inhalte sind, weil ich das für Scheinwissen halte, solange die Begriffe, nach

denen wir fragen, vorgefasste Relikte aus völlig erfundenen, geisteswissenschaftlichen, symmetriesüchtigen Bezeichnungsgebäuden sind. Aber die Erklärungen werden schlicht in populären Publikationen verfälscht. Wenn man ein Bild von einem Gehirn sieht mit Punkten, wo steht: Memory, Rhythm, Melody, Association, dann heißt das wörtlich nur: jemandem, der hier verletzt war, *fehlte* diese Funktion. Der Umkehrschluss der Verortung ist natürlich unzulässig, wird aber ständig so erzählt.

Um 4:50 (NY 22:50) gingen wir alle schlafen. Sean hatte sich längst verabschiedet, dafür war Li Lu gekommen, die sich gerade etwas gekocht hatte und null Lust hatte, für Laien die Grundlagen ihrer Arbeit zu erklären, sondern über lustige und banale Dinge sprechen wollte. Ist ja auch verständlich. Sie und Jorge sah man mit den Augen etwas anderes am Bildschirm lesen, während sie warteten – und ich wartete auch, in der Küche stehend, mit dem Rotweinglas in der Hand – bis Pangiota ihren Vortrag beendete. Ich hätte gerne mit ihnen über Katzenvideos gescherzt, aber das ging nun auch nicht mehr.

Nava Ebrahimi: Corona-Tagebuch 5

Ostersonntag

Die Kinder haben ihre Schokohasen und Schokoeier alle auf einmal aufgegessen, ich habe nicht protestiert, sollen sie, ein Konfliktpunkt in den kommenden Tagen weniger.

Wir sind auf der Hütte, ich sitze mit dem Laptop am noch immer von Eierschalen übersäten Esstisch, versuche zu schreiben, der Kleine singt „Drei Chinesen mit dem Kontrabass“, mir fällt auf, dass das Lied, bis vor kurzem noch unter Verdacht, Alltagsrassismus zu befördern, nun eine ganz andere Problematik thematisiert. Die Chinesen sitzen zu dritt auf der Straße! Na ja, vielleicht ist die Polizei besonders alarmiert, weil es sich zusätzlich noch um Chinesen handelt. Das Lied hat er von seinem tiptoi-Stift, ein Gerät, das Kindern aus tiptoi-Büchern vorliest und das derzeit schwer zu bekommen ist, weil es Eltern in Homeoffice im besten Fall 45 Minuten zusätzliche Arbeitszeit schenkt. Der

Osterhase jedenfalls konnte ein weiteres tiptoi-Buch ergattern und ins Nest legen. Wir atmen auf.

Der Große geht nun seit vier Wochen nicht mehr in die Schule. Vor lauter Langeweile bringt er sich selbst das Programmieren bei, er ist in Level Zwei eines Tutorials für Kinder, und ich bin schon nicht mehr in der Lage, seine Fragen zu beantworten. Matthias liegt auf der Veranda in einem dieser klappbaren Liegestühle, auf denen früher Orangina-Werbung drauf war, unter ihm die dunklen, etwas morschen Holzplanken, über ihm einer dieser roten Sonnenschirme aufgespannt, auf denen früher Coca-Cola-Werbung drauf war, hinter ihm die Fichten, ein Bild aus den achtziger Jahren, als ich noch Kind war und wir den Sommer im Schwarzwald verbrachten, und ich frage mich, wo all die Jahre dazwischen geblieben sind, was mit ihnen geschehen ist, wie sich das Kind-Sein so nahtlos an das Eltern-Sein anschließen konnte.

Eine Freundin aus Berlin, mit der ich Abi gemacht habe, schickt mir über WhatsApp ein Foto, es zeigt ihren österlichen Frühstückstisch auf der Kreuzberger Dachterrasse, zwei Teller, zwei Besteck-Sets, zwei Eierbecher mit Smiley-Regenbogen-Eiern darin, aber fast am meisten interessieren mich die beiden apricotfarbenen Drinks, Smoothies, viel frisches Obst, püriert, vielleicht mit einem Hauch Basilikum und rotem Pfeffer oder Kardamom und Kurkuma, und sicher mit einem Schuss Alkohol. Wieso auch nicht, kein Vierjähriger da, der in einem Moment der Ausgelassenheit über die Brüstung fliegen könnte. Das wäre auch ein mögliches Leben gewesen, denke ich mir, und ein Hauch von Wehmut überkommt mich, aber nur ganz kurz.

Während mein Sohn sein erstes Computerspiel mit einer Ente coded, fährt der etwa gleichaltrige Sohn des Bauern auf dem Traktor die Straße auf und ab und querfeldein über die Wiese. Wir beschweren uns nicht, auch die Nachbarn nicht, das Grundstück, auf dem unser Brunnen liegt, gehört dem Bauern, da hält man sich aus archaischen Instinkten lieber gut miteinander. Außerdem möchten wir gerne weiterhin unsere Frühstückseier bei ihm abholen.

Der Sohn hat mit seinen sieben Jahren schon exakt dieselbe Körperhaltung wie der Vater, die Schultern immer leicht hochgezogen, die Arme leicht angewinkelt, die Hände jederzeit bereit zuzupacken, der Gang gemächlich, aber ziel-

strebig, der Gang eines Menschen, der niemals eilen muss, weil er es ist, der die Kommandos gibt. Der Sohn, der auch denselben Vornamen trägt wie der Vater, erinnert mich immer an den dicken Jungen aus Elisabeth T. Spiras *Donauiinsel*, der sich auch schon gut auskennt mit allem, vor allem mit Ausländern, und der später einmal Tätowierer werden möchte (Hat zum Werdegang dieses Jungen eigentlich mal jemand Recherchen angestellt?).

Gestern sind wir den Anton-Wildgans-Rundwanderweg gegangen. Start war das Denkmal in St. Martin am Wöllmißberg. Ich las die Inschriften, von denen ich jetzt weiß, dass sie aus seiner „Rede über Österreich“ stammen. Ich las: „...daß unser mit allen Gotteswundern der Schönheit begnadetes und von freundlichen Menschen bewohntes Land auch weiterhin ein Eiland des Gesanges sei und daß von ihm die edle Heiterkeit und die starkmütige Ergriffenheit menschlicher Herzen ausgehe, in diesem Sinne wollen wir Österreicher sein und bleiben!“. Matthias las den Wikipedia-Eintrag vor, während der Große hinaufkletterte und mit Peace-Zeichen posierte. Nobelpreisnominierung, las Matthias vor. Anton Wildgans würde ich mir später noch einmal vornehmen, dachte ich, wir brachen auf.

Der Weg führte hinunter zum Hirzmann-Stausee. Wir gingen an der Staumauer vorbei, gingen zum südlichen Ende des Stausees. Das Wasser stand niedrig, auf dem sandfarbenen Kieshang, der im Sommer vermutlich überschwemmt ist, lag ein riesiger sandfarbener Felsbrocken, auf den wir uns setzten und unseren Proviant auspackten. Etwas weiter weg am Ufer machte ein Paar auf einem Badesteg Yoga, er trug eine Badhose, sie einen Bikini ohne Bikinioberteil, wie ich aus der Entfernung gerade noch erkennen konnte. Der Anblick erinnerte mich an Zabriskie Point, aber es ist lange her, dass ich den Film sah, vermutlich lag es an der Stille, an den Felsen, dem freigelegten sandfarbenen Ufer. Zabriskie Point, nur wir störten das Bild, die Familie in Wanderstiefeln und mit Käsebroten. Wir waren mehr Piefke-Saga, die gucke ich gerade, um die Geschehnisse in Ischgl besser zu verstehen.

Am Abend lag ich auf der Bank zwischen Kachelofen und Tisch und googelte Anton Wildgans. Ich las einen Aufsatz von Klaus Kastberger mit der Überschrift *Zu Recht vergessen*. Vergessen werden, das konnte also auch Männern

passieren, dachte ich zufälligerweise an dem Tag, an dem Marlen Haushofer 100 Jahre alt geworden wäre, ohne dass ihr Verlag zu diesem Anlass eine Werkausgabe spendiert hatte. Wildgans Werk wird jedoch, Kastbergers scharfem Urteil nach, eher nicht wiederentdeckt werden. Kastberger zitiert aus dem Epos „Kirbisch“, das er in St. Martin am Wöllmißberg geschrieben haben soll, „die bäurischen Vogelgehirne“, und mir erschien gleich der Knecht des Bauern vor Augen; etwas zu schmale Schultern und etwas zu kleiner Kopf für die Körpergröße. Knecht sagt man heute nicht mehr, ich weiß, aber meinen Beobachtungen nach führt er das Leben eines Knechts. Außerdem nenne ich ihn so, weil ich seinen Namen nicht kenne.

Matthias eröffnete mir später am Abend, dass er sich vorstellen könne, auf dem Land alt zu werden. Ich schreckte von meiner Bank auf.

Ich schäle noch eines der herumliegenden, beidseitig angedetschten Eier und esse es. Es ist nicht so, dass ich die Hütte nicht mögen würde. Aber vielleicht explodiert sie ja morgen Abend, wenn wir das Auto starten, um zurück nach Graz zu fahren, und uns umdrehen, um ihr zum Abschied noch einmal zuzuwinken.

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 5

11. April

Draußen gibt es ein frommes, gleißendes Wetter, das bis in die Zimmer reicht, ein sonderbares Licht, das vom Himmel in die Häuser hinunter fällt. Die Welt beginnt immer mit dem Wetter, an ihm ahnt man sie voraus und spürt sie in den Knochen. Es ist Frühling im Tal, aber wenn man zu den Bergen empor schaut, friert man noch. Die fernen Dome und Kathedralen, die kleinen Kirchen und die Wirtshäuser ums Eck sind leer, ohne Mensch und ohne Gott. Die Gebete schweigen. Christus bleibt allein mit den Leiden der Kreuzigung, der Dornenkrönung, der Leiböffnung, als wäre eine Auferstehung nicht ohnehin eine große, nie zu tilgende Einsamkeit. Wie immer fällt der Gott nur dann in

die kargen Gesichter hinein, wenn man ihn vermisst, man erkennt ihn am besten in seiner Abwesenheit, der Gottesnachtschau. In den Zimmern gibt es Privatliturgien im kleinsten Rahmen, Eigenfleischweihen, auf Geheiß des Papstes segnet man die Osterspeisen unter dem hellen Tuch im Weidenkorb selbst. Die Weihsprüche machen, was alle Worte imstande sind zu leisten, wenn es nur die richtigen sind, sie geben den Dingen eine Bedeutung, und heben sie aus der Welt in den Kopf hinein. Das Weihwasser ist salzig, ein Wallfahrtsouvenir Verwandter, eine Heiligkeit to go im Fläschchen, man gießt es un gelenk über den roten Schinken und das weiße Anisbrot, bis sich kleine Lacken bilden, und befindet doch, man sei kein schlechter Gott. Familien sitzen weinend um den Tisch, und immer gibt es einen, dessen Tränen nicht vom Kren kommen. Sein Glück und sein Unglück ist: er fällt nicht auf, nicht einer gedenkt seiner. Ein Kind lacht. Später gibt es eine große Nacht ohne Feuer, weite, dunkle, katholische Landschaften, die kein Brand aufhellt. Wer heimfährt, dem leuchtet heute nichts von den Hügeln.

Monika Helfer: Corona-Tagebuch 5

2. APRILWOCHE

Ich sitze im Quartier meiner Stille. Ich denke an Paula, und wie es wäre, würde sie neben mir im Bett liegen. Sie hätte es kaum ausgehalten, daheim zu sein, ihre Freunde nicht zu treffen. Sie war es, die in der Mitte saß und redete, ihre Freunde rundum. Erzähl weiter, sagten sie, was geschah dann, und Paula erfand. Sie war die beste Erfinderin, die ich kannte. Ich verbringe viele Stunden mit ihr, sie kann nicht weglaufen, nicht rufen, gleich Mama, gleich, habe keine Zeit, morgen vielleicht, kann jetzt wirklich nicht, die warten schon, er wartet schon.

Meine Nachbarin, beinahe hundert Jahre alt, Monate habe ich sie nicht mehr im Freien gesehen, schaut über den Zaun. Fahles Weiß ihre Haut, ihre Haare schlohweiß, ihre Gestalt wie aus einem alten Schulbuch. Ihre Augen blicken gebannt: „Was fehlt da?“, fragt sie. „Da fehlt etwas.“

Wahrscheinlich meint sie den gefälltten Baum, unser Naturdenkmal, der dreizehn Meter hoch, von einem Sturm gefällt wurde.

„Und die Vögel?“, fragt sie.

„Weggeflogen“, sage ich.

„Und der da?“, fragt sie und zeigt auf ein zerknülltes Taschentuch.

„Der liegt da auf der Erde, der ist tot.“

„Was passiert jetzt?“, fragt sie.

Ich bücke mich, hebe das Taschentuch auf, so als wär's ein zarter Vogel. „Ich begrab ihn“, sage ich.

„Das ist gut“, sagt sie. „Und die Fledermäuse? Wo sind die Fledermäuse?“

„Die haben sich ein neues Zuhause gesucht, wo, weiß ich nicht.“ Ich sage das dazu, weil sie mich gleich fragen wird, wo das neue Zuhause der Fledermäuse ist.

„Und wo wohnen die jetzt?“, fragt sie.

Ich winke ihr zu und tu, alsinge ich ins Haus. Ich gehe aber nur über den Balkon, durch das Haus durch und arbeite weiter auf der Westseite.

Ein Wind kommt auf, ich hole mir eine Weste und suche einen Platz für die Erdbeeren, sollte auf der Südseite sein. Ich hoffe, die weiße Frau steht nicht mehr am Zaun.

Lisz Hirn

Quarantänetag 22: Montag, 06.04.20

Pochen. Der Lagerkoller hat mich fest im Griff. Bei drei Menschen sind zwei zu viel. Aber mehr als mich meine fehlende Privatsphäre quält, trietzt mich mein unterer linker Backenzahn. Die neuscharfe Kante verheißt meiner Zunge nichts Gutes. Alles, nur bitte jetzt kein Problem an der Wurzel.

Q23: Dienstag, 07.04.20

Lieferant. Oder von der Zumutung, eine Lieferung persönlich annehmen zu müssen. Warum kommt der mir bloß ohne Mundschutz so nahe? Meine Em-

pörung entbirgt sich durch neurotisches Zurückweichen. Soll ich jetzt gleich alles desinfizieren? Hoffentlich ist etwas Gescheites in dem großen Dotterpäckchen drinnen. Auf, auf, dann drehe ich eine Flasche Gelben Muskateller in meinen Händen mit der Notiz: „Für Abende, die Scheiße sind!“

Q24: Mittwoch, 08.04.20

Verdauung. Im Alter wie in Krisen bewahrheitet sich das platte Liebe-geht-durch-den-Magen. Wenn man schon kaum mehr des anderen Selbst erträgt, dann erhält man sich die letzten Liebesresiduen mit einer gemeinsamen Fres-sorgie. Nach der ZIB1 als Aperitif.

Q25: Donnerstag, 09.04.20

Übertragung. In der Vorhölle gibt es seit einigen Wochen einen neuen Bereich. In diesem schnorrt das penetrante Volk, das auf – auf Teufel komm raus – Videomeetings besteht. Und dort darben sie vor 90er Jahre Bildschirmen und mit einem Nokia 3310 anstatt ihrer rechten Hand.

Q26: Freitag, 10.04.20

Reaktion. Wenn das Prinzip Hoffnung eine böse Täuschung ist, dann werden Genesene wieder erkranken. Echtzeitnachrichten ersticken stündlich den glo-senden Optimismus meiner Risikoangehörigen. Es gibt nicht nur Nächte, in denen ich untröstlich pessimistisch bin.

Q27: Samstag, 11.04.20

Krake. Man braucht sich nicht zwingend das Virus einzufangen, um in Atem-not zu kommen. Gegen die Enge vor dem Schlafengehen kann Hochprozentiges helfen, auch wenn es das Virus nicht killt. Aber was kann das schon. Die Osterbotschaft der Hl. Corona, Schutzpatronin der seuchenbedingten Säufer: Die Toten, die jetzt liegen, diese Toten bleiben liegen.

Q28: Sonntag, 12.04.20

Eiertanz. Kollektives Überraschungseierplastikteilezusammenbauen. Ich wollte gar nicht katholische Nostalgie spielen! Meine Revolte: Der Rest der Pinze wird für nächste Woche eingefroren.

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 5)

06.04.2020

Ich sitze vor dem Bildschirm, live aus dem Kanzleramt bin ich über das Internet bei der Pressekonferenz dabei. Sie wollen Lockerungen bekanntgeben. Die Journalisten tragen Atemmasken, sitzen mit Sicherheitsabstand (zwei Sesseln zwischen ihnen) und warten wie ich. Ich frage mich, was passiert wäre, wenn diese Pandemie vor dreizehn Jahren gewesen wäre. Videotelefonie hätte geruckelt, Videos gab es kaum zu finden und Streamen von Nachrichten, Serien, Filmen wäre nicht möglich gewesen. Langsamer und einsamer wäre die Situation gewesen. Während ich warte, frage ich mich, wie undurchdacht das dann alles gewesen ist, wenn sie jetzt schon wieder aufsperrten und ich ärgere mich. Über den Zustand, der in Deutschland länger dauern wird, über das Virus, darüber, dass sich scheinbar niemand in den Regierungen Gedanken über eine weltweite Pandemie gemacht hat, wo die Notfallpläne sind. Ist wirklich noch nie darüber gesprochen worden, was man tut, wenn der Bundestag, das Parlament, die Präsidenten, die Belegschaft eines Atomkraftwerkes, die Gesellschaft von einer Pandemie bedroht ist? Und wie lange, warum, wer in Quarantäne muss und wann man frühestens das öffentliche Leben wieder aufnehmen darf, damit es nicht zu einer zweiten Welle kommt?

07.04.2020

Heute hat eine Freundin Geburtstag. Ich frage mich, wie sie diesen Tag verbringt, ich erreiche sie nicht am Telefon. Ich weiß, dass andauernd jemand Geburtstag hat in dieser Coronazeit und wahrscheinlich niemand feiert, nicht einmal für sich ins Café gehen und eine Geburtstagstorte essen kann. Ich denke an die Kinder, die geboren und nicht besucht werden dürfen, ihre Eltern, die ihre Kinder der Welt nur über Fotos auf Handys vorstellen können.

08.04.2020

Unsere Tochter ist ein echtes Corona-Kind. Sobald wir die Wohnung betreten und ihr die Jacke ausgezogen haben, krepelt sie motiviert ihre Ärmelchen hoch und streckt uns ihre Hände entgegen. Wenn wir nicht reagieren, zeigt sie auf die Badtüre und öffnet und schließt die Hände, reibt sie gegeneinander.

Wenn sie Wörter mit wisch, wasch, wusch hört, fängt sie ebenso an, ihre Ärmel hochzuziehen.

09.04.2020

Als Pandemie bezeichnet man eine weltweite Ausbreitung einer Epidemie, es genügt auch schon, wenn sie Kontinente übergreift, lese ich. Im Radio höre ich die Reisewarnungen, die der österreichische Staat ausgibt. Nigeria, New York, Portugal, Brasilien, Indien, dann höre ich nicht mehr zu. Nach Ostern dürfen in Österreich die ersten, kleinen Geschäfte öffnen, nach Ostern dürfen die Großeltern die Enkelkinder nicht sehen, die Freunde die Freundinnen nicht, die Verwandten ihre Angehörigen nicht und Begräbnisse werden weiterhin nur über Video und maximal zu fünf abgehalten. Wegen der kleinen geöffneten Läden, der Buchhandlungen, der Konditoreien, der unzähligen „neuen“ Möglichkeiten ist für mich Österreich trotzdem irgendwie zum Sehnsuchtsort geworden.

10.04.2020

Vom Küchenfenster aus kann ich sehen, dass sich die Studenten gegenüber die Haare mit Bastel- und Küchenscheren gegenseitig schneiden. Ich befühle meine Haare. Die Spitzen vertragen es noch zwei, vielleicht sogar vier Wochen, dann sollte auch ich dringend zum Friseur. Ich habe davon gelesen, dass es Menschen gibt, die ihre Friseure bedrohen, weil sie unbedingt wieder Farbe und einen neuen Haarschnitt brauchen. Wie das eigentlich jetzt die Politiker, die Tagesschau- und ZIB-Sprecher machen? Haben sie einen Friseur, der zu ihnen kommt und tragen sie dann beide Schutzanzüge und Atemmasken? Müssen sich die Kunden dann die Haare selbst föhnen, damit keine Aerosole in die Lungen der Friseure kommen?

11.04.2020

Die UNO fordert Kriege wegen der Pandemie einzustellen. Saudi-Arabien erklärt kurzerhand einen Waffenstillstand im Jemen für vierzehn Tage. Eine Freundin muss nicht nach Spanien für eine zweistündige Konferenz fliegen. Sie findet einfach per Video statt. Draußen läuten die Kirchenglocken, obwohl Karfreitag ist.

Können wir ein paar Dinge nach der Pandemie beibehalten?

12.04.2020

Die Bänke in der Stadt, an den Flüssen sind mit rot-weißem Absperrband geziert, wie eine Schleife gehen sie von links nach rechts. Niemand soll sich mehr setzen, die Sonne genießen, auf einer Bank lesen oder ein bisschen mit der Zufallsbankbekanntschaft plaudern.

13.04.2020

Die Absperrungen der Bänke sind verschwunden, überall: an den zwei Flüssen und auch in der Stadt. Nur noch die Spielplätze sind damit eingezäunt.

Christian Mähr: Corona-Tagebuch 5

10.4. Bis jetzt scheint die „Tagebuchfiktion“ zu gelten. Keiner nimmt in den Corona-Tagebüchern Bezug auf das, was andere schon geschrieben haben. Eine „echte“ Tagebucheschreiberin kann ja auch nicht wissen, was in anderen Tagebüchern steht. Kommt mir in unserem speziellen Fall geradezu absurd vor: Jeder und jede kann lesen, was andere verfasst haben; am Ende soll sogar ein Buch draus werden, also, woran liegt dieses peinliche aneinander Vorbeischauen? Am mehr oder minder ausgeprägten Autismus schreibender Menschen? Oder will man keine Kritik an Kollegen üben? Weil „Kritik“ von vornherein als negativ empfunden wird. Der im Land herrschende Burgfrieden hätte so seine Entsprechung auf den Seiten der Corona-Tagebücher.

Wie auch immer, ich breche jetzt mit dieser stillschweigenden Übereinkunft. Schreiben in einer Isolationslage ist schwierig, das merkt man den Beiträgen an. Nicht, weil sie „schlecht“ wären, das beeile ich mich hinzuzufügen; sie sind alle ausgefeilt, man spürt das Bemühen um Qualität. Alles Profis, keine Frage. Ich finde das ermutigend, erinnert an die *Meistersinger*. Altfränkische Handwerkskunst. Soll hinterher keiner sagen können, hier habe man schnell hingeschludert, weil der jeweilige Abgabemontag drängt. Hier wird die Fahne hochgehalten! Noch ist nicht alles verloren, hier gilt's der Kunst!

Inhaltlich: Das Fehlen äußerer Reize durch die Selbstisolation ist eine ungewohnte Rahmenbedingung. Worüber soll man schreiben, wenn nichts passiert?

Natürlich passiert draußen alles Mögliche, Fassbares und Unfassbares, aber hier, in den eigenen vier Wänden? Darauf gibt es, soweit ich das den Beispielen entnehme, zwei Antworten: die einen beziehen sich auf eben diesen beschränkten Alltag, auf das sachlich Gegebene. Ist das nicht langweilig? Überhaupt nicht! Es ist spannend, ich habe mich bei der Lektüre keines einzigen dieser Sachverhaltsdarstellungen gelangweilt. Und auch nicht bei der zweiten Gruppe, die gleichsam noch weiter nach innen geht, ins Zentrum der Schmerzen und Hoffnungen, schwieriger zu lesen, das soll aber auch so sein.

12.4. Mich lässt das Chloroquinthema nicht los: Unter der Bezeichnung „Resochin“ wurde es 1934 als Malariamittel eingeführt, dann aber durch das verwandte „Sontochin“ ersetzt. In der Literatur findet man dazu einen kryptischen Hinweis auf einen „resochin error“, demzufolge Resochin von den Deutschen als zu giftig eingestuft wurde. Im Krieg fanden alliierte Truppen dann bei Gefangenen des Afrikakorps Sontochintabletten zur Malariaphylaxe, die nach Amerika verschickt und analysiert wurden. Man hat gleichzeitig das ganze Gebiet der Chinolinabkömmlinge neu beforscht und stellte fest, dass Chloroquin durchaus gut verträglich und wirksamer war als die von den USA eingesetzten Antimalariamittel. Nach dem Krieg wurde Chloroquin zum Standardmedikament gegen Malaria, verlor aber im Lauf der Jahrzehnte seine Wirksamkeit wegen Resistenzbildung. Das Derivat Hydroxychloroquin wird immer noch als „Basistherapeutikum“ bei rheumatoider Arthritis eingesetzt. Das verwundert etwas, denn als das Mittel in der jetzigen Coronakrise diskutiert wurde, erhoben sich warnende Stimmen gegen den Einsatz, nicht einzeln, sondern ein medial verstärkter Chor. Dagegen befürchtet die Deutsche Rheuma-Liga Engpässe bei der Versorgung ihrer Patienten; die Deutsche Gesellschaft für Rheumatologie hat Maßnahmen eingeleitet, um die Versorgung mit dem Medikament sicher zu stellen. Es wird auch gegen Lupus-Erythematodes eingesetzt, eine schwere Autoimmunerkrankung. Diese Patienten scheinen es noch dringender zu brauchen, in der Behandlungsleitlinie zu Lupus werden keine Alternativen zu Hydroxychloroquin angeführt.

(<https://www.rheuma-liga.de/aktuelles/detailansicht/antimalariamittel-gegen-coronavirus-infos-fuer-lupus-patienten>).

Wie bitte? Die haben Angst, das Mittel gibt's bald nicht mehr, weil alles die Corona-Opfer kriegen – und was ist mit den furchtbaren Nebenwirkungen bei den Rheumatikern und Lupus-Leidenden? Diesen Widerspruch hätte ich gern aufgelöst. Ich habe vor, dran zu bleiben. Warum? Weil ich eine mittlere Schweinerei vermute, warum denn sonst ...

Salvete!

Robert Pfaller: Corona-Tagebücher Teil 3

Samstag, 11. 4. 2020

Jetzt ist die Exekutive offenbar angehalten, die Leute schon aufgrund geringfügigster Vergehen gegen die Verordnungen empfindlich zu bestrafen. Je fragwürdiger die von der Regierung verhängten Maßnahmen werden und je deutlicher wird, aufgrund welcher lückenhafter Informationen und Fehlkalkulationen sie verhängt wurden, desto gnadenloser werden sie also exekutiert. Wie Spinoza schrieb: „Was die Menschen aus Vernunft erkennen, das verteidigen sie mit Vernunft. Was sie aber aus Leidenschaft erkennen, das verteidigen sie mit Leidenschaft.“

Benjamin Quaderer

Montag, 06.04.20

Ich habe angefangen den (das?) *Dekameron* zu lesen. Das soll man jetzt ja machen. Die Ausgabe, grüspanfarbener Einband, habe ich, seit ich 17 oder 18 bin. Mein Schulfreund Fabio hat mir das Buch ausgeliehen. Offensichtlich habe ich es ihm nie wieder zurückgegeben. Das tut mir leid. Ich weiß nicht, was Fabio heute macht. Als Teenager ist er durch interessante Frisuren und seine ausgeprägte Nietzsche-Leidenschaft aufgefallen. *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* ist ein anderes von Fabios Büchern, das ich bis heute in meinem Regal stehen habe. Ich habe nie mehr als die ersten zwanzig Seiten geschafft.

Dienstag, 07.04.20

Um 5 Uhr aufgewacht und den Vögeln zugehört. Sind sie jetzt alle zurück? Der Himmel ist langsam heller geworden und der Baum, was für ein Glück jeden Tag mit Blick auf den Baum im Innenhof erwachen zu dürfen, trägt wieder mehr Äste mit Blättern als ohne. Kühle Luft. Weiches Licht. In der Pandemie drin wird's Frühling.

Mittwoch, 08.04.20

A hat mir neulich geschrieben, ihr sechzehnjähriger Sohn habe seit Tagen sein Zimmer nicht mehr verlassen. Sechzehn zu sein ist vermutlich in den seltensten Fällen schön, aber so beschissen wie jetzt ist es wahrscheinlich nie. Bedingungslose Solidarität mit allen Teenagern.

Donnerstag, 09.04.20

Ich habe mir 2020 irgendwie anders vorgestellt.

Freitag, 10.04.20

Heute ist mein 31. Geburtstag. Ich muss zum Abend hin etwas abgeben, Karfreitag, was für ein grausames Datum für eine Deadline, darum arbeite ich den ganzen Tag. Ich tue mir leid, dass ich an meinem Geburtstag arbeiten muss, aber eigentlich wüsste ich gar nicht, was ich sonst tun sollte. Manchmal ruft jemand an, aber ich gehe nicht ran. Der Text, den ich abgeben muss, ist mittelmässig bis schlecht.

Samstag, 11.04.20

Ich muss oft an das eine Brecht-Gedicht denken. „Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. / Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.“ So geht es mir auch. Nur mit rausgehen und drinbleiben. Vielleicht wäre ich am liebsten Wand. Da ist man dazwischen und stabilisiert wenigstens irgendwas.

Sonntag, 12.04.20

Fenster geputzt. Am Ostersonntag. Ich weiß nicht, ob es der Restkatholizismus, der unüberwindbar tief in mir drinsteckt, ich schaffe es ja nicht einmal aus der Kirche auszutreten, oder einfach nur Faulheit gewesen ist, was mich auf Ms Vorschlag, die Fenster, wir könnten die Fenster putzen, so empört reagieren hat lassen. Am Ende hat sie sich durchgesetzt. Wie immer. Ich putze also das Küchenfenster und sehe den Familienvater aus dem dritten

Stock im Innenhof Eier verstecken. Als er mich sieht, lächelt er, und ich lächle zurück. Später, ich putze das Fenster im Schlafzimmer, sehe ich ihn einen Tisch in den Innenhof tragen. Die Kinder kommen dazu, suchen Eier, eine Frau bringt Salate, ein andere Mann trägt den Grill in den Hof, wenn ein Kind etwas findet, schreit es, ich denke an den Text eines Kommilitonen aus dem Studium, fast 10 Jahre ist das jetzt her, in dem er über sich schrieb: Marco fällt zartfühlend aus dem Fenster.

Montag, 13.04.20

Wenn Gott, insofern existent, insofern Christ, ein Gefühl für Dramaturgie oder wenigstens ein Grundinteresse für seine Schöpfung hätte, wäre der eindrucklichste Beweis seiner Existenz, außerdem hervorragende Werbung für das Christentum, die Pandemie mit dem letzten Glockenschlag des Ostermontags mit sofortiger Wirkung aufhören zu lassen.

Julya Rabinowich: Echokammer 5

Eine Woche ist keine Woche ist keine Woche. Jeder Tag ist vernachlässigbar, jede Stunde egal. Aufstehen, Gassi gehen, frühstücken, Versuch zu schreiben, social media, Gassi gehen, Versuch zu schreiben, Mittagessen, Diät natürlich, Gassi gehen, social media, Süßigkeiten fressen, bis der Gaumen taub wird vom klebrigen Overload, weil vorher Diät. Gassi gehen, social media, kein Versuch mehr zu schreiben, ein bisschen weinen, aufmunternde Nachrichten an die Verwandtschaft schicken, bisschen weinen, social media, kleiner Eklat, schlafen gehen. Aufstehen, frühstücken, Gassi gehen, weinen. Schreiben. Lachen. Schlafen. Aufstehen. Ich schminke mich nicht mehr, ich sitze im Pyjama da, meine Frisur ist ein Wiedergänger lang verstorbener Vokuhilas mit Nachwuchs. Mein Friseur gibt Stylingtipps per Video. Die Frau, die mich im Spiegel ansieht, kann ich nicht leiden. Sebastian Kurz steuert uns in ein Paralleluniversum, in dem immer Pressekonferenz ist, er ist ein schwarzes Loch, eine nervende Singularität, die täglich das ganze Land mit dem bewährten Wahlkampfalphabet framed: Neue Zeit, Neuer Kurs, Neue Normalität. Ich

sehe alle Disneyfilme durch, die ich als Kind je gesehen habe. Ich fresse. Ich weine. Die Zerrüttung ist schmerzhaft und absolut lächerlich. Ich will, dass es vorbei ist. Ich weiß, es wird noch einige Zeit dauern. Und dann schlägt die Nachricht ein wie eine Panzerfaust. Ein Facebookeintrag, dessen Bedeutung sich nicht sofort erschließt: „Ich bin gesundet, meiner Frau geht es gut, und meinem Sohn auch. Papa hat es leider nicht geschafft.“ Ich muss mehrmals lesen, bis ich begreife, obwohl mein Kopf es schon begriffen hat, nur mein Herz noch nicht. Mein Onkel, der seit Jahren einsam und unglücklich in einem Altersheim in New York auf die Besuche meiner Mutter, die seine Schwester ist, wartet. Nächste Woche hätte sie zu ihm fliegen sollen. Corona macht uns allen einen Strich durch die Rechnung und nimmt ihn mit. Sie kann umbuchen und sie wird allein sein in NY. Meine Mutter darf den Eintrag nicht sehen. Ich rufe sie an, sie hebt nicht ab. Ich schicke ihr panische Botschaften, vor dem Aufdrehen des Computers, vor dem Hinsehen auf facebook unbedingt mich anzurufen. Danach liege ich wach, bis der Morgen langsam hinter den Hausdächern aufsteigt.

Der Vokuhila, das Eintönige meines derzeitigen Lebens, das Alleinsein: auf einmal völlig egal, wenn die Kruste des Gewohnten bricht und das, was wir verdrängen, über den Rand lugt. Hast du wirklich alles gemacht, was du machen wolltest, frage ich mich, und die Antwort ist natürlich ein Nein. Und noch schmerzhafter ist die Erkenntnis, dass ich es auch dann nicht machen werde, wenn dieser Zustand, den sie die Ausnahme nennen, wieder vorbei sein wird. In der Früh schlafe ich ein, und verpasse den Anruf meiner Mutter. Fuck you, Corona.

Angelika Reitzer: Im Hof

(7.4.)

Die Hexe aus Hof 2 (Hellseherin/Reiki-Priesterin ... ihre verschiedenen Bezeichnungen stammen von den einzelnen Familienmitgliedern) hat gerade die Kinder in Hof 3 zusammengepiffen, Klettern auf und über die Hofmauer, mit

dem Ball gegen die Wand kicken, der Efeu werde kaputt, der eine Baum im Eck auch usw. Geht alles gar nicht. Die Kinder verbringen viel Zeit im Garten, zum ersten Mal ist auch der Vater dabei, sie kicken (den Ball gegen die Wand, ja), sie spielen, sie streiten, letztens bekamen sie von einem Erwachsenen eine Zaubershow geboten (Zauberbox auf einem Bügelbrett ...). Die Kinder liefen davon und ihr Vater und der Großprior (die Geschichte zu diesem Phantasioorden sprengt den Rahmen dieses limitierten Tagebuchs) hielten noch ein bisschen Smalltalk, die Hexe sagte nach dem Abgang des um Verständnis heischenden Vaters in ihrer lauten und schrillen Stimme zu ihrem Mann: „Jetzt waren wir schon wieder zu freundlich.“

(8.4.)

Die Mutter des Briefträgers erklärt den beiden Fußball spielenden Mädchen (nur am Rasen natürlich), dass es schon zu spät sei, jetzt noch Erdbeeren anzupflanzen (ich habe den Beginn der Diskussion verpasst, aber wahrscheinlich geht es um das Beet, das eines der Mädchen schon am Beginn der Ausgangssperre angelegt hat), weil die ja bald geerntet werden können. Sie erklärt ihnen, was die Therapeutin im ersten Stock arbeitet (Menschen, die Probleme mit ihren Nerven haben, die keine Hoffnung haben, an nichts glauben können, verzweifelt sind, traurig, die wie sie an Klaustrophobie leiden usw.), dann unterhalten sie sich kurz über die Maskenpflicht (auf allen öffentlichen Plätzen aufsetzen – auch beim Fahrradfahren – ja, auch da, und zwei Meter Abstand halten). Die Mädchen ziehen sich zurück und die alte Dame dreht noch ein paar Runden in dem eigentlich kleinen Hof.

(9.4.)

Es wird nicht einfach sein zu verhindern, dass die Hellseherin und der Großprior die drei Höfe permanent übernehmen. Vor wenigen Jahren liefen sie noch mit riesengroßen Schlüsselbündeln durch die Gegend, Wohnungen hatten sie in einigen Häusern gemietet, überall gingen sie selbstverständlich ein und aus. Sie sind laut und haben ein die Mauern überwindendes Organ, selbstbewusst und davon überzeugt, sehr witzig zu sein, alternativ, sozial und zugleich großbürgerlich.

Die Montenegrinerin und ihre Freundin kiffen derart starkes Gras, dass es deutlich in unsere Küche hereinweht und ich setze mich nach Einbruch der Dunkelheit noch einmal auf den Balkon, um passiv ein bisschen mitzukiffen.

(10.4.)

Ob es sich jetzt endlich durchsetzt, dass Wachstum, Wachstum, Wachstum nicht the one and only goal ist? (Obwohl: „Team Österreich“ sperrt die Geschäfte wieder auf, die Schulen bleiben zu, es geht nicht nur darum, die Kurve flach zu halten, das zeigt, was in diesem Land am wichtigsten ist. Bildung und die [soziale] Entwicklung Heranwachsender gehören definitiv nicht dazu.)

Ich möchte immer noch daran glauben, dass dies der Höhepunkt der Globalisierung und damit auch dessen Überwindung ist.

Es könnte finanziell schwierig werden in der nächsten Zeit, ich habe mir trotzdem Rosen und Palmkätzchen bestellt, die sich auf drei Räume verteilen lassen. (Ich habe gerade erst darüber nachgedacht, bei der Stadt Wien um eines der Sonder-Stipendien anzusuchen, da war die Million schon weg, und auf der Homepage stand, die Kulturstadträtin bemühe sich um mehr ...)

12.4.

Ich habe mich zu einem Ostermarathon angemeldet (42,125 km von Karfreitag bis Ostermontag), die ersten zwölf Kilometer waren zäh, ich hatte das Gefühl, nie mehr wieder schnell oder wenigstens flott laufen zu können, gestern dann aber ein neuer persönlicher Rekord über 10 km, morgen noch einen Halbmarathon. Bin ganz gerührt, an etwas teilzuhaben, obwohl jeder für sich alleine rennt ...

Tagsüber sind die Blüten des Zwergapfelbaums explodiert und das Bild in die schwarze Nacht hinaus mit den im Vordergrund aufgesprungenen weißen Knospen überwältigt wie jedes Jahr wieder.

(13.4.)

Sie sagen „Frohe Ostern“, „Schönes Pessach“, stehen in der Wiese herum, halten Abstand, unterhalten sich. Wie sich Nachbarschaft entwickelt, jeden Tag ein bisschen mehr.

Kathrin Röggl

Der Weg vom 10.4. zum 11.4 ist lang – Vom Katastrophenkapitalismus zum Verschiebebahnhof

Jetzt ist der Katastrophenkapitalismus von Naomi Klein endlich bei uns wirklich angekommen. Bisher war er ja eher so im Irak, in Russland oder Lateinamerika. Und jetzt hier. Also bei uns. Sie hat uns vor über zehn Jahren gewarnt. So genannte Change-Management-Prozesse können ablaufen, unliebsame Dinge können durchgesetzt werden. Mein Gesprächspartner *am anderen Ende* führt nicht aus, was er damit genau meint. Es sei unglaublich, was jetzt alles vorwärts gehe, bei ihm in seinem großen Wiener Hotel, das komplett leer steht und auf lange Sicht hin nicht mehr mit chinesischen und japanischen Gästen rechnen lässt. Und genau in diesem Moment fällt es mir wieder ein, „das ist ja genau das, was Klein beschrieben hat!“ rufe ich aus. Vergleichsweise harmlos, sicher. Nicht nur das Projekt der Digitalisierung erhält einen Schub in den Schulen, man macht jetzt endlich das, was man bisher nicht durchgebracht hat, auch im Bereich der Militärstrategen und Politiker, die die Abriegelung von Europa planen, die Einschränkung von Bürgerrechten, die Beschneidung demokratischer Verhältnisse. Aus Furcht sind wir wieder Nationalstaaten geworden, aus Furcht ist die Welt abgeschafft worden, aus Furcht verzichten wir auf Bürgerrechte und bestehendes Sozialrecht. Wir bleiben jetzt ganz da, wo wir sind, aus Furcht, während sich außenrum alles rasend verändert. Oder ist der Begriff zu klein, es ist ja eine quasi religiöse diffuse Furcht vor allem und jedem, eine beinahe abstrakte Angst im Zustand der Unwissenheit, eine welter-schließende Angst, die auf den bestehenden sozialen Unterschieden reitet, Ungerechtigkeiten weitert. Ja, was kommt auf uns zu? Was ist es eigentlich? Z.B. redet niemand mehr von Herdenimmunität, überhaupt von entstehender Immunität. Hör auf, sagt meine Familie. Die bevorstehende Apokalypse, will ich noch sagen, spare es mir aber. Die Gesichter, in die ich blicke, sehen mich irritiert an. Zu was bin ich geworden?

Es ist Karfreitag, und ich habe gerade die Sache mit Südkorea gelesen, 91 haben sich wieder angesteckt, und es ist fast so, als wäre ich dabei. Der Virus

habe sich in ihnen versteckt halten können, heißt es merkwürdigerweise, und es sei zu einem Wiederausbruch gekommen, vielleicht gebe es gar keine Immunität, füge ich hinzu. Diese Nachricht verändert meine Stimmungslage komplett. Es ist also besser, sagt noch jemand im Raum, vermutlich ich, die Sache erst gar nicht zu kriegen. Hör auf, sagen die anderen noch einmal, lies nicht dieses Zeug!

Da ich allerdings letzte Woche mit meiner Kleinsten in einer Klinik, nein, in zwei Kliniken war, Blinddarm und kein Corona, habe ich die schlimmsten Befürchtungen. Dort war nämlich ein ziemliches Durcheinander. Volle Wartezimmer-situationen, fünfzehn Ärzte, zehn Krankenschwestern haben sich über sie gebeugt, mit anderen, fremden Menschen haben wir die Nächte im Zimmer auf engstem Raum verbracht. Es war ein Bad in der Menge. Wenn nicht da, wo dann, denke ich mir, habe ich mich angesteckt. Die Ansteckungsmöglichkeit alleine ist es aber nicht, die es jetzt zu verdauen gilt, sondern der Wechsel nach drei, vier Wochen Einsamkeit am Land hinein in die Stadt. Plötzliche Trambahnfahrten waren zu absolvieren voll mit Menschen, die sich ängstlich, aggressiv oder gleichgültig anguckten. Was passiert in einem Raum, in dem sich 50% an die Abstandsregeln halten, der Rest aber nicht? Ich denke, dieses soziale Experiment wurde an uns durchgeführt, das Ergebnis in Wort und Schrift steht noch aus, nur das Gefühl kam bereits bei mir an: Nichts wie weg hier! Das war in Kassel, glaube ich, also ich war in Kassel, nach dem, was man mir sagte und was draufstand, als ich in die Stadt reinfuhr mit Krankenwagen, überstellt aus der anderen Klinik. Nichts erinnerte an die Stadt, die ich von der documenta und von Stadttheaterbesuchen her kenne. Es wirkte gleichzeitig leer und voll, verschmutzt, hitzig, alles war verrammelt, und die Bahnhofsbäckerin, hinter drei Glasscheiben und zahlreichen Hinweisschildern versteckt, erzählte mir durch ihren Mundschutz hindurch von ihrer Lungenkrankheit, sie sei Teil der Risikogruppe und wisse auch nicht mehr, wie lang das mit ihrem Backshop noch gehe. Die wenigen Menschen am Hauptbahnhof waren viele, zu viele, aber dann kam der Zug und nahm mich wieder zurück aufs Land. Dort nahm ich die Tätigkeit auf, die ich vorher fein säuberlich durchführte, ich schrumpfte. Meine Reichweite schrumpft, meine terminliche Situation

schrumpft, mein Planungsvermögen schrumpft, meine Geldbörse usw. Ich denke an den Herbst in großer Ratlosigkeit. Mal ehrlich: Werde ich wirklich nach Norwegen und Schweden reisen? Was ist mit Wien, die Reihe in der Alten Schmiede, mit Graz, aber auch Belgien? Meine Uraufführung ist um ein Jahr verschoben, auch mein Roman wird weiß Gott wann erscheinen können, nur das Anthropozänprojekt tut so, als könnte es weitergehen, und es geht auch weiter. Und dann ist plötzlich Karsamstag und Ostereier wollen gefärbt sein. Angeblich.

Thomas Stangl

6.4. Die verbreitete Gabe, jeder Entwicklung vor allem die Lizenz zur Selbstgerechtigkeit zu entnehmen.

/

Alles was „schon jetzt historisch“ ist, schnell zu vergessen.

/

Gerade als man beginnt, sich zu gewöhnen und zu langweilen, die dramatische Wendung, die Einzelgeschichte mit ihrer speziellen böseartig ironischen Dramaturgie. Boris Johnson, der gerade erst sein Ziel; der eben noch die Personifikation der Verantwortungslosigkeit; der gerade noch seine Theorie der Herdenimmunität; den man gerade noch so gehasst. Etc.

/

Der Kontrast zwischen der aufgeregten Live-Medienberichterstattung (stirbt er jetzt? stirbt er?) mit ihren Ritualen und der verborgenen wirklichen Szene auf einer Intensivstation (die eine von tausenden gleichen Szenen ist, nur dass man einen Namen und eine Person damit verbinden kann) hat etwas Widerliches und Obszönes. Mit Spannung zuschauen; sich (sag es so altmodisch, wie es dir einfällt) beschmutzt fühlen und abdrehen; aber eigentlich im Kopf gar nicht abgedreht haben, im Kopf genau in dieser Medienlogik und Medienaufgeregtheit weiterdenken.

/

Die Perfidie eines Krankheitsverlaufs mit einer Woche oder zehn Tagen Fieber und Husten und dann dem Hammerschlag. (Moralische und ästhetische Urteile über Krankheiten; um eine Art von Sinn hineinzubringen).

/

Warum beschäftigt mich Boris Johnson mehr als z.B. Marianne Faithfull, die mir eigentlich hundert Mal näher und hundert Mal wichtiger ist?

/

7.12. Kriegsmetaphern (jenseits der pathetischen Klischees dröhnend hilfloser Politiker): Sobald der Sensationswert des Kriegsausbruchs sich abgenützt hat, beginnt die zähe Idiotie des Stellungskriegs. Und das Sterben schiebt sich als rein körperlicher Ekel ins Bild.

Falsches Datum am Beginn der Notiz: als ginge es schon Monate. Ich will es ausbessern und lasse es dann doch stehen. Sonnenschein vor dem Fenster, Pollenallergie und tränende Augen dienen dem Literaten als Ersatz für eine echte Krankheit (der Schreibende braucht einen Ersatz, die echte Krankheit überlässt er den Geschriebenen, den Figuren auf der anderen Seite. Das ist kein moralisches, sondern ein ästhetisches Versagen; das dauerhafte Versagen des Ästhetischen, der kleine Triumph der Form.)

/

8.4. Hat nicht fast jeder von uns Gesunden auf irgendeiner Reise eine Spur unsicherere, befremdlichere Zustände erlebt, wenn auch vielleicht nur ein, zwei Tage lang, nach der Ankunft? Einen Anflug von wirklichem Mangel oder beinahe Hunger?

/

Ein sehr kleines Mädchen im Vogelweidpark, dunkel mit großen Augen im roten Trainingsanzug, läuft begeistert auf H. zu, die neben mir auf der Parkbank sitzt und in einem Buch liest. Das sehr kleine Mädchen, das noch kaum sprechen kann, ist von H., dem großen Mädchen, und vom Buch gleichermaßen begeistert. Eine harmlose nette Parkszene, aber H. weiß einen Moment lang nicht, was sie tun soll: das liebe Mädchen anlächeln oder vertreiben. Ein Meter Abstand halten. Keine Berührung. Ich lächle freundlich abwehrend. Der Vater der Kleinen läuft hinzu, um sie zurückzuhalten, erklärt der kleinen Toch-

ter, die H. anstrahlt und nach dem Buch (*Vilja und die Räuber*) greift, dass dieses Mädchen für die Schule lernt und sie sie nicht stören soll (dass ein Kind freiwillig und zum Vergnügen in einem Buch lesen könnte, ist unvorstellbar). Schade, dass man Abstand halten muss, sage ich, und habe nicht den Eindruck, dass mein Satz besonders verständlich ist und für diesen Vater zur Situation passt. Ein Mann mit coolem Bart und lauter Stimme, voller Tatkraft und Verzweiflung. Er hat immerzu durch den Park zu laufen, seinem unternehmungslustigen kleinen Kind hinterher.

/

10.4. Fernkommunikation und die Neigung zu Unglück und Hysterie. Kafka, der durchs Briefeschreiben Nähe herstellen, simulieren, vermissen, mit immer größerer und verzweifelterer Intensität herstellen und simulieren muss. Kinder oder Jugendliche oder Verliebte, die nach stundenlangem Videotelefonieren und Zeug Hin-und-herschicken mit Freunden nur noch hilflos überdreht und am Rand der Verzweiflung sind. Jemand, der nächtelang am Computer sitzt und spielt, um Geld oder um nichts. Ein Verhältnis zwischen Ersatz und Wirklichkeit herstellen müssen. Der Körper, der eine Berührung erwartet, die niemals kommt. Alles, was auf dem Bildschirm geschieht, hat mit diesem Sadismus zu tun; vielleicht auch schon alles, was in der Literatur geschieht. Mit diesem Sadismus oder diesem Trost. Es gibt kein einfaches Leben.

(Notiz mit Lektürespuren: Reiner Stach, *Kafka*, Mario Levrero, *La novela luminosa*: ein Roman über magische Momente, dessen tagebuchschreibender, kranker und zugleich hypochondrischer Autor seine Nächte und die Kontrolle über die Zeit beim Solitärspiel am Computer verliert. Das Montevideo aus diesem Roman ist in meinem Kopf jetzt seltsam überlagert von den leeren Städten dieses Frühlings).

/

12.4. Ostern als Simulation von Ostern; was es für Erwachsene allerdings sowieso in anderer Form immer ist. Und als Kind hatte ich auch keinen Garten zum Eiersuchen, sondern bloß die Elternwohnung. Allerdings bestand für mich nie die Hälfte der Geschenke aus eiförmig ausgeschnittenen Papiergutscheinen für spätere Geschenke.

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 5

11. April 2020

Vor einigen Tagen fiel mir eine Statistik in die Hände, in welcher der Verband deutscher Schriftsteller folgenden Alkoholkonsum (pro Jahr) für seine diversen Untersparten veranschlagt – das kann man in Corona-Zeiten (wo nun wahrlich vermehrt daheim „gsoffn“ wird) niemandem vorenthalten:

Dramatiker (Angaben in Litern): 190 Bier, 140 Wein, 7,5 Spirituosen = 337,5

Lyriker: 40 Bier, 260 Wein, 12,4 Spirituosen = 312,4

Epiker: 240 Bier, 180 Wein, 16,5 Spirituosen = 436,5

Essayisten/Kritiker: 60 Bier, 50 Wein, 6 Spirituosen = 116

Da ich meinen literarischen Werdegang als Lyriker begann und nunmehr im Epischen gelandet bin, tja, am Ende müsste mich das gar beunruhigen? Es gibt reichlich Sekundärliteratur zu dem Thema, wie sehr Alkohol (und auch andere Rauschmittel) die Literatur beeinflussen; so waren nahezu alle amerikanischen Literaturnobelpreisträger (und rund 80 Prozent der bekannten Autoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts) nachweislich Alkoholiker (nachzulesen bei: Donald W. Goodwin: „Alkohol & Autoren, Suhrkamp, 2000). Wilfried F. Schoeller, Professor an der Universität Bremen, stellte folgerichtig einst fest: „Dem Alkohol müsste man Tantiemen zahlen, er ist der mächtigste Erzeuger von Literatur, der sich denken lässt.“ Ein Literaturnobelpreisträger sei abschließend noch mit einer Anekdote erwähnt, Winston Churchill, wie wohl den meisten nicht mehr bekannt sein dürfte, dass dieser 1953 die begehrte Auszeichnung erhielt.

Churchill, der recht viel „tschecherte“, wurde während einer seiner Reden rüde unterbrochen, eine Dame rief lauthals: „Wenn ich mit dem Mann verheiratet wäre, würde ich seinen Drink vergiften.“ Daraufhin Churchill: „Und wenn Sie meine Frau wären, würde ich ihn trinken.“

12. April 2020

Ich nehme Stefan Zweigs Bücher aus dem Regal, erinnere mich an eine Zeit lange vor Corona, wo ich eine diesbezügliche Poetikdozentur an der Universität Salzburg halten durfte. Alte Zitatfragmente tauchen auf „... am Tage, da ich meinen Pass verlor, entdeckte ich mit achtundfünfzig Jahren, dass man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde.“ Ich denke dieser Tage viel an Zweig, seine kosmopolitische Neigung, seine Entwurzelungen, seine Reisen, seine Korrespondenzen ... und immer wieder die Stadt Wien: „Ich würde Sie gerne nach Paris herlocken, lieber Dichter Hermann Hesse. (...) Denn in Wien fühle ich mich nicht recht wohl, wie eigentlich auf die Dauer nirgends. Ich bin – wie unser Grillparzer so schön in einem Gedicht sagt – ein Wanderer, der zwei Fremden und keine Heimat hat“.

Diese Zeilen schrieb Zweig in einem Brief an Hermann Hesse, am 4. April 1905; Wien, der Moloch, Wien, die Sehnsucht, Wien, die Abkehr, ja Flucht; und auch „mein“ Wien, schließlich lebe ich schon ein halbes Leben hier. Und falls ich an dieser Koordinate sterben werde, nun, zumindest habe ich mit einem passenden Gedicht vorgesorgt:

won di wölt mol unta get
 mechat i genau wissn wo i lond
 gustiren wor i nailich am zendralfridhof
 hob gschaut wos no a guates platzal gibt
 und wölche ekn i liaba maiden mog
 do gabats ainige

hob don wos gfundn in der neh aner birkn
 unschainbare nochborn
 a amaisnhigl um d eken
 und fraie sicht auf di undagehende sun
 vun do warat so a wöltuntagong
 echt a klax

13. April 2020

Betrachten wir doch mal kurz das ultimative Ende aus dem Blickwinkel der Physik (also fern von Corona).

Im Wesentlichen gibt es – darüber herrscht absolute Übereinkunft – lediglich drei Möglichkeiten: 1. Das große Knirschen (The Big Crunch): Hierbei geht man davon aus, dass die scheinbar unendliche Ausdehnung des Universums irgendwann zum Stillstand kommt und sich umkehrt, womit dieses praktisch wieder in sich zusammenfällt und in einem unendlich winzigen Punkt, der Singularität, kollabiert. 2. Das große Reißen (The Big Rip): In diesem Szenario breitet sich das Universum immer weiter mit einer stetig größer werdenden Geschwindigkeit aus, am Ende gelangt man an einen Punkt, in dem nichts mehr der unendlichen Ausdehnung standhalten kann und regelrecht bis in die kleinste Quantenstruktur „zerbrösel“; einem Urknall folgt eine Art Endknall. Und 3. Das große Jammern (The Big Whimper): Nunmehr dehnt sich das Universum aus und wird immer kälter; die Galaxien entfernen sich voneinander, und irgendwann gibt es, aufgrund der unendlichen Entfernungen, keine Möglichkeit mehr miteinander zu interagieren. Mangels Interaktion geht den Sternen ihr Brennstoff aus, Material für die Entstehung neuer Sterne wird ebenfalls knapper, und irgendwann ist zwangsläufig der Punkt erreicht, an dem die letzten Sterne vergehen und die Dunkelheit einsetzt. Die noch verbliebene Materie kümmert das zunächst wenig, doch auch ihre Tage sind gezählt: Durch Gravitationswellen, die jedes Objekt abstrahlt, geht Energie/Masse verloren, quantenmechanische Effekte bringen schwarze Löcher, Neutronensterne und Co. zum Verdampfen etc. etc. Am Ende wird ein absolutes Nichts herrschen. Man könnte auch behaupten: Es ist das ultimative Resultat von „social distancing“.

Daniel Wisser: Corona Diaries

13.04.2020

Was wird am Ostermontag gefeiert?

12.04.2020

Nachdem die “westliche”, die “zivilisierte” Welt den Menschen in armen, kriegsgebeutelten Ländern, die dort unter unerträglichen Bedingungen leben und flüchten wollen, ständig ausrichtet, sie sollen *zu Hause bleiben*, müssen nun alle, die im Wohlstand leben *zu Hause bleiben*.

11.04.2020

Die Corona-Krise ist ein kleiner mehrwöchiger kollektiver Kater, der die Menschen schon auf den großen Kater der Diktatur vorbereitet. Privatmeinungen verändern nichts.

Salzstangerl

Zu der Zeit, als es noch keine Salzstangerl ohne Salz gab, entfernte der Volksschullehrer Winter, der die 1. und 2. Klasse unterrichtete, jenen Schülerinnen, die danach verlangten, in der großen Pause das Salz durch Reiben des Salzstangerls an der Türklinke des Turnsaals. Eines Tages fragte er dabei eine Schülerin, die ein blaues Auge hatte, wobei sie sich verletzt habe. Das sei in der Religionsstunde passiert, antwortete die Schülerin, nahm ihr Salzstangerl und rannte davon. Der Lehrer Winter beschloss, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen. Er erzählte der Direktorin Hackl, ihm sei schon mehrmals berichtet worden, dass dem Pfarrer Reisinger, der in der Volksschule Religion unterrichtete, bei den Schülern die Hand ausgerutscht sei. Er sei überzeugt, man müsse auch dem Herrn Pfarrer klarmachen, dass Prügelstrafe nicht mehr zeitgemäß sei, sagte Winter. Die Direktorin schüttelte den Kopf. “Das ist wohl ihre Privatmeinung”, antwortete sie. Und sie fügte hinzu: “Es ist übrigens auch meine Privatmeinung, aber sie hat sich eben bisher nicht durchgesetzt.” Zwei Tage später kam die Mutter des Mädchens mit dem blauen Auge, als sie die Tochter von der Schule abholte, auf den Lehrer Winter zu. Sie blickte ihn vorwurfsvoll an und sagte, ihre beiden Söhne seien Ministranten und sie wolle mit dem Pfarrer keine Schwierigkeiten bekommen. Der Lehrer Winter solle sich in den Religionsunterricht ihrer Tochter nicht einmischen und auch gefälligst ihre Salzstangerl in Ruhe lassen.

10.04.2020

Ostern hat mich schon als Kind abgestoßen. Als Erwachsener konnte ich es jahrelang erfolgreich ignorieren. Heuer musste ich mich wieder damit beschäftigen. Es ist nicht die Geschichte der Passion, die ich widerwärtig finde, sondern dass offensichtlich niemand, der Ostern feiert oder andauernd von Ostern spricht (wie zurzeit manche Politiker) diese Geschichte gelesen hat. Besonders Katholiken verstehen den Karfreitag nicht. Er ist für sie eine Hinrichtung wie jede andere. Und Katholiken lassen sich von Hinrichtung nicht beim Essen stören.

09.04.2020

Die FPÖ und die NEOS wollen die Rundfunkgebühren abschaffen und den ORF der Regierung unterstellen. Die SPÖ und die Grünen wollen Rundfunkgebühren und einen unabhängigen ORF. Der ÖVP ist ein perfekter Kompromiss gelungen: Die Gebühren müssen weiterhin bezahlt werden, aber der ORF wird jetzt von der Regierung gesteuert.

08.04.2020

Niemand wird erfahren, woran ich während der Isolation wirklich schreibe. In mein Tagebuch schreibe ich nur Erfundenes. Beim Lesen der Sacharow-Biografie denke ich mir: Warum hat er in seine Manuskripte die Wahrheit geschrieben und sie nicht einfach benutzt, um dem KGB Nachrichten zu schicken?

07.04.2020

Die Mails im Spam-Ordner spiegeln die gegenwärtige Lage viel besser wider als die Mails in der Inbox. Da schreibt mir etwa fredattak:

fredattak <contato@shoppingdoplyground.com.br>

Betreff: Ich finde es interessant

Es ist Zeit, Geld zu verdienen, ohne das Haus zu verlassen. Kostenlose Registrierung nur bis 1. Mai!

<https://bit.ly/34hhyP5>

fredattak@yahoo.com

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. Ihr Roman *Mutter. Chronik eines Abschieds* erscheint im Mai 2020 bei Luchterhand.

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilie* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität

für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggla, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.